

Standardlösungen gibt es nicht

Autor(en): **Meier, Dominique / Liechti, Richard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **78 (2003)**

Heft 3

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-107147>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Standardlösungen gibt es nicht



Die Landschaftsarchitektin Dominique Meier betreibt seit über zehn Jahren ein eigenes Büro in Zürich. Sie arbeitet oft für Baugenossenschaften.

Manche Landschaftsarchitekten mögen sich nicht dreinreden lassen und lehnen Aufträge ab, bei denen die künftigen Nutzerinnen und Nutzer in die Planung mit einbezogen sind. Mein Weg ist anders: Ich versuche, gemeinsam mit den Bewohnern etwas Gutes zustande zu bringen. Dadurch muss ich auch Kompromisse eingehen können. Es liegt dann an mir, ein Konzept überzeugend zu vermitteln. So bin ich kein Fan von vielen Geräten oder künstlichen Hügeln in der Stadt, aber ich nehme diese Bedürfnisse ernst und versuche, sie entweder auf andere Weise umzusetzen oder den Leuten auch freie Plätze und Bereiche schmackhaft zu machen.

Vielleicht arbeite ich deshalb immer wieder mit Baugenossenschaften zusammen. Für die Familienheim-Genossenschaft plante ich die Umgebung der Neubausiedlung Unterer Schweighof. Daneben gestaltete ich die Freiräume einer Reihe bestehender Überbauungen in der Stadt Zürich neu, etwa der Baugenossenschaften Rotach, ZBWG, Hofgarten oder GBZ 7. Auch zur Aufwertung städtischer Siedlungen werde ich beigezogen, für die Stadt konnte ich auch Schulhaus- und Kindergartenumgebungen neu gestalten und gar eingedolte Bäche wieder ans Tageslicht holen.

Viele Menschen haben keine klare Vorstellung davon, wie eine Landschaftsarchitektin oder ein Landschaftsarchitekt arbeitet. Erhalte ich einen Auftrag, nehme ich zuerst eine Bestandaufnahme vor. Wie sieht das Areal aus, welche bestehenden Bauten und Strassen müssen berücksichtigt werden? Danach kläre ich die Bedürfnisse der Nutzer ab: Was finden sie gut, was fehlt ihnen? Mit all diesen Informationen erarbeite ich ein Konzept, das ich mit dem Auftraggeber bespreche und bereinige. Erst im Bauprojekt werden dann auch die Ausstattungselemente im Detail festgelegt oder für den Ort speziell entworfen. Eines ist klar: Standardlösungen gibt es in der Aussenraumgestaltung keine, jede Aufgabe ist anders. Nach der Konzeptphase geht es wie bei jedem Bauprojekt

weiter: Bewilligungen einholen, Ausführungspläne erarbeiten, Kostenvoranschlag erstellen – und notfalls nochmals über die Bücher gehen, wenn dieser das Budget des Bauherrn zu sprengen droht. Gehen die Arbeiten schliesslich los, bin ich etwa jeden zweiten Tag auf der Baustelle.

Trotz grösserer Gremien erlebe ich Baugenossenschaften nicht als schwierigere Kunden. Problematisch wird es höchstens dort, wo die Mitglieder in den Baukommissionen ständig wechseln und in einer späten Planungsphase neue Leute hinzukommen. Beim Kontakt mit den Bewohnern schaue ich darauf, dass jemand vom Vorstand oder der Baukommission dabei ist, die kennen die Mieter, und ich komme so leicht ins Gespräch. Ideal verlief das bei der ZBWG, für die ich die Freiflächen an der Sonnegstrasse neu gestalten konnte: Die Genossenschaft veranstaltete eine Zukunftswerkstatt, zu der ich auch eingeladen war. Ich konnte die verschiedenen Wünsche aufnehmen und erhielt eine ausgezeichnete Arbeitsgrundlage.

Es stimmt schon: Bei den meisten Mieterversammlungen melden sich vor allem Leute mit Kindern. Ich versuche, auch die Bedürfnisse der übrigen Bewohner zu berücksichtigen, zum Beispiel Gehwege und Sitzplätze oder Pflanzflächen einzuplanen. Ein Problem sind die fehlenden Freiräume für Jugendliche. Ältere Mieter sind oft dagegen, weil sie fürchten, dass diese die Teenager aus dem ganzen Quartier anziehen. Eine Lösung fanden wir bei der städtischen Siedlung Farbhof, wo wir einen Ballspielplatz und Treffpunkt einrichten konnten, der etwas abseits liegt. Die hohe Dichte der Überbauungen verhindert dies jedoch meist. Dann bin ich froh, wenn die Vorstände hinter dem Konzept stehen und den Leuten klarmachen, dass auch Bereiche, die

mit Lärm verbunden sind, ihren Platz finden müssen. Benutzungsregeln, zum Beispiel zeitliche Einschränkungen, sind jedoch wichtig.

Oft lerne ich dazu: Beim Farbhof wollten wir sowohl den fahrenden wie den ruhenden Verkehr aus der Überbauung verbannen und planten deshalb einen Parkplatz am Rand der Siedlung. Bei der Vorstellung des Konzepts hatten wir jedoch gewisse Bedenken wegen der vielen ausländischen Bewohner, denen der eigene Wagen oft wichtig ist. Rasch merkten wir jedoch, dass sie gar nicht so viel Wert darauf legten, das Fahrzeug vor der Haustür zu parkieren. Ihre Hauptsorge war vielmehr, es könnte gestohlen werden. Darauf wären wir nicht gekommen. Eine simple Barriere brachte dann die Lösung.

Bei der Bepflanzung wähle ich Arten, die Farbe in die Siedlung bringen, im Frühling blühen und sich im Lauf des Jahres verändern. Ich bin deshalb auch keine Freundin von Nadelbäumen in der Stadt. Beliebt sind Flächen, die als Blumenwiese ausgeschieden werden. Das klappt jedoch bei lehmigen, fetten Böden nicht immer, wie überhaupt der Standort für die Wahl einer Pflanzenart ausschlaggebend ist. Probleme gibt es manchmal, wenn wir alte Bäume fällen müssen, dann stehen wir für die Bewohner als die Bösen da. Doch auch der vertraute, verwachsene Kirschbaum erreicht einmal das Ende seiner Lebenserwartung. Eines hat sich allerdings verändert. Das Biotop, das noch vor wenigen Jahren auf jeder Wunschliste auftauchte, hat an Anhängern verloren. Viele haben offenbar begriffen, dass es gerade in einer Stadtsiedlung kaum Inbegriff der Ökologie ist.

AUFGEZEICHNET VON RICHARD LIECHTI

